



Schreibwettbewerb 2025/26

„Leben in Fülle“

Die prämierten Texte der Schülerinnen und Schüler

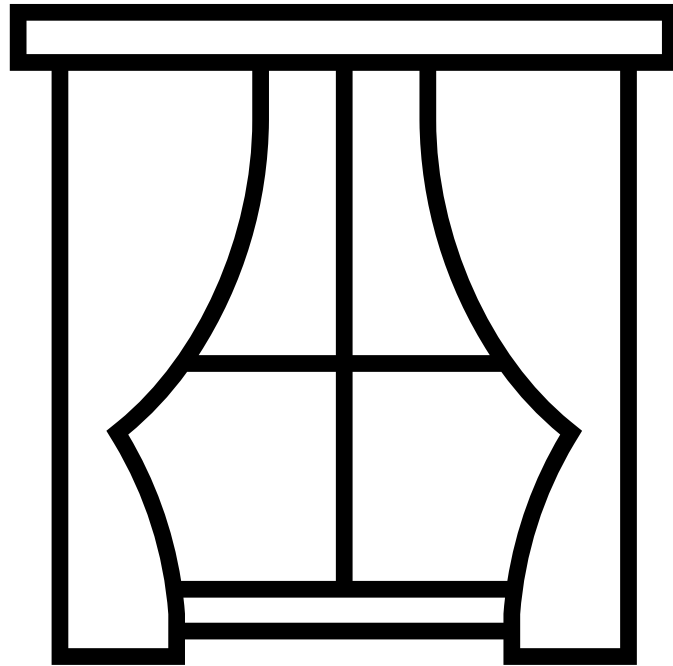
Jury: Schülerinnen des Erzbischöflichen Maria-Ward-Gymnasiums

Gruppe der Schülerinnen und Schüler aus den Jahrgangsstufen 5 bis 9:

1. Platz: „Fenster zum Leben“ von Felicitas, 9. Jahrgangsstufe
(S. 2-5)
2. Platz: „Tanz mit mir“ von Lara, 7. Jahrgangsstufe
(S. 6-8)
3. Platz: „Gott im Schnee“ von Maria, 9. Jahrgangsstufe
(S. 9-14)

Gruppe der Schülerinnen und Schüler aus den Jahrgangsstufen 10 bis 13:

1. Platz: „Anders als gedacht“ von Dana, 10. Jahrgangsstufe
(S. 15-18)
2. Platz: „Ein Leben in Fülle“ von Elisabeth, 12. Jahrgangsstufe
(S. 19-20)
3. Platz: „Nicht ganz weg“ von Julia, 11. Jahrgangsstufe
(S. 21-23)



Fenster zum Leben

Felicitas, 9. Klasse

Das Tor zum Leben ist schon lange zu, der Schlüssel unauffindbar und selbst wenn er irgendwann wieder einmal auftauchen würde, hätte das knarrende Tor erst einmal eine Ölung nötig. Die alte, wohlhabende Dame sitzt an ihrem weiß lackierten Küchentisch, in der Mitte ein silbern-glänzender Kerzenständer, vor dem Fenster mit den stilvollen Seidenvorhängen. Schneeweiß, kein verspieltes Punktemuster, kein romantisches Rosenmuster, einfach nur weiß. Ja, ein gutes Leben hat sie, meint die alte Dame, reich, gesund und das Glück immer auf ihrer Seite. Vor dem Fenster im 1. Stock sitzt sie, weit über den anderen, vor dem Fenster zum Leben, aber bei einem Fenster bleibt es eben auch, nur gucken nicht anfassen, nur stille Beobachterin statt Teilnehmerin, nur von oben herab statt gemeinsam und miteinander, abseits.

Ihre Definition, das, was sie erfülltes Leben nennt, ist die Schmuckschatulle, die vor lauter goldenen Ketten, Ohrringen und Diamanten fast überquillt, ein vom Personal perfekt gepflegter Pool, der schon lange nicht mehr genutzt wurde, eine Garage, in der die Autos fast schon gestapelt werden müssen. Aber wohin fahren, wenn der Schlüssel zum Tor des Lebens fehlt? Eine so dünne Krankenakte, dass sie einen Umwelt-Preis für Papiersparen erhalten könnte und eine Krankenversicherung fast schon überflüssig ist, das aber natürlich keine Rolle spielt, weil man sich's ja leisten kann, ihre Mundwinkel jedoch weder wissen, was Lachen ist, noch ihre Augen, was es bedeutet zu weinen, drei prächtige, erfolgreiche Kinder aus erster Ehe, Anwältin, Arzt und Firmenchef, von denen kein einziges Bild an ihrer sorgfältig gestrichenen, ästhetischen, kargen Wand hängt, die sie Weihnachten 2012 nicht mehr gesehen, geschweige denn in den Arm genommen hat.

Sie blickt gebannt aus dem Fenster. Ein paar Häuser weiter sieht sie fünf, vielleicht sind es auch sechs, Rentnerinnen und Rentner im Garten der Sozialhilfeeinrichtung, oder wie auch immer sie die Bruchbude dahinten nennen, am Tisch sitzen und Karten spielen. Bescheiden gekleidet, hässliche, von der Sonne gebleichte Karo-Hemden und ausgeleierte Blusen mit halb aufgelösten Stickmustern, arm und schlecht beinander, hässliche, tiefe Falten im ganzen Gesicht, können sich nicht mal mehr ein Sterben in Würde leisten die da hinten, ihr Leben ist vorbei, ohne Wenn und Aber, denkt die alte Dame, ohne dabei in die Gesichter der Alten zu blicken. Wie die kleinen Kinder sitzen sie da, funkelnde Augen, wenn es eine oder einer von ihnen geschafft hat den Gras-Ober in die Menge zu spielen, kichern und ziehen Asse aus den Ärmeln, den Ärmeln der Kleidung, die sie schon so oft bei strahlendem Sonnenschein tragen durften. Da sitzen sie, das Gesicht voller Lachfalten. Als sie die stille Beobachterin erblicken, werfen sie sich einen Blick zu, nehmen das rosafarbene Seil, das in der Mitte des Tisches liegt, und stehen auf.

Sie blickt gebannt aus dem Fenster. Dahinten auf dem Gehsteig kommt der kleine Nachbarsjunge von drei Häusern weiter angerollt, seine Atemflasche hinten im Rollstuhl verstaut und ein grünes Seil auf den Knien liegend. Höchstens noch drei Jahre wurden dem Kleinen gegeben, das hatte die alte Dame mitbekommen, als sich der Vater des Jungens mit seinem besten Freund vor ihrem Fenster im 1. Stock darüber unterhalten hat, wie sie dem Kleinen das intensivste, erfüllteste und glücklichste Leben aus drei Jahren zusammenbasteln

können. Warum darüber nachdenken?, denkt die alte Dame, der Kleine ist krank, also ist sein Leben vorbei, ohne Wenn und Aber.

Doch um ihre Augen hat sich schon seit langem ein grauer Schleicher gelegt, darum kann sie die Wahrheit nicht sehen.

Der Kleine sitzt in seinem Rollstuhl neben der prachtvoll blühenden Wiese, die einen ziemlichen Kontrast zu dem perfekt gepflegten Englischen Rasen der alten Dame aufweist.

Allerhand Schmetterlinge, Bienen und Hummeln schwirren umher. Der Kleine streckt sein dürres Ärmchen aus und wartet. Die zarte, so fragile Gestalt eines Schmetterlings mit kunstvoll bemalten Flügel lässt sich auf seinem Zeigefinger nieder.

Strahlende, vor Freude glänzende Augen, ein glückliches Lächeln, während der Kleine zusieht, wie der Falter gen Himmel fliegt. So frei wie der Schmetterling fliegt auch der Kleine durchs Leben, frei von allen Zwängen, frei von Angst vorm Leben, voller Hoffnung, Zuversicht, Neugierde und Dankbarkeit für die kleinen Dinge im Leben, im Hier und Jetzt. Als er die stille Beobachterin erblickt, löst er die Bremsen seines Rollstuhls und rollt.

Sie blickt gebannt aus dem Fenster. Dahinten im Park sieht sie eine junge Familie, zwei Mütter mit ihrem Kind im Kinderwagen, an dem ein blaues Seilstückchen baumelt. Wobei *Familie* sind sie nunmal nicht und IHR Kind ist es erst recht nicht, meint die Frau. Ein Kuckucks-Kind, nichts weiter, in der Babyklappe abgegeben und jetzt bei diesen Möchtegern-Mamas. Das arme kleine Ding, denkt die Frau, nie wird es seine echten Eltern kennenlernen, nie die Wärme spüren, die es braucht, nie wird ihm sein Papa Schwimmen oder Fahrradfahren beibringen können, bei Fremden aufwachsen, sein Leben ist vorbei, bevor es überhaupt begonnen hat, ohne Wenn und Aber.

Und dabei überhört sie vollkommen das Kleine, das auf seine Mutter zeigt: „Mama“, sagt es mit süßer Stimme, wie sie nur Babys haben und gluckst. „Und Mami“, ruft es schließlich mit strahlenden Kinderäuglein und apfelroten Bäckchen und kichert keck. Als der liebevolle Blick der Frauen den der alten Dame trifft, machen sie eine Kertwende.

Und da stehen sie nun alle: die Alten, der Kleine von nebenan und die Möchtegern-Mamas mit ihrem kleinen Kuckuck, vor dem Fenster zum Leben. Ertappt. Die alte Dame blickt in das tieftraurige Gesicht des Jungen, die schlechtgelaunten Gesichter der Alten und auf die trostlosen Gestalten, die sich *Familie* nennen. Ja so, so hat sie sie in Erinnerung, so ist es nunmal, ein furchtbares Leben haben sie, denkt die alte Dame. Ach du Schreck!, sie zuckt zusammen, wo kommen diese Menschen auf einmal her? Plötzlich stehen dort Fremde, Fremde, deren Mundwinkel eine auf die alte Dame fremd wirkende Position eingenommen haben - breites glückliches Lächeln. Fremde, deren Leben vorbei ist, weil sie arm, krank und anders sind, ohne Wenn und Aber, elendig. Aber halt, was tun sie denn da?

Aus den kleinen Seilstücken ist rasch ein langes Seil geknotet, dessen Ende sich wie von selbst fest an die Regenrinne nahe des Fensters zum Leben gewickelt hat. Das Seil ist bunt, das Leben ist bunt, nicht nur schwarz oder weiß, nicht nur gut oder böse, nicht nur „wir“ und

„die Anderen“. Ein Seil der Fülle ist es, aus dem rosa Band der Dankbarkeit für die gemeinsamen Momente im Leben, aus dem grünen Band der Hoffnung, auch wenn das Leben von Krankheit und Tod bestimmt ist, und aus dem gelben Band der Wärme, der bedingungslosen Liebe zu seinem Nächstem und seiner Nächsten.

Denn Gottes Definition von Glück, das, was Gott Fülle nennt, ist, wenn Menschen weder blind noch taub sind für die unendliche Liebe, die sich sowohl seine großen als auch seine kleinen Kinder einander entgegenbringen und die sich oft in den kleinen Dingen zeigt, in der Dankbarkeit für jede noch so unbeschwerte Minute, für jeden Sonnenstrahl, für 10 Jahre in dieser Welt, die so ausgekostet werden wie 100, in der Leichtigkeit des Schmetterlings, der durch das Leben flattert und den niemand aufhalten kann, in der Wärme, die sich Menschen einander schenken und einander bereichern, nicht an Geld, sondern an Glück, wenn Gemeinschaft entsteht.

Da stehen sie nun immer noch: die alten, kindlichen Frohnaturen, der Junge mit den strahlenden Augen und die Mamas mit ihrem Kind.

Noch zögert die alte Dame, doch das Fenster zum Leben ist bereits einen Spalt weit geöffnet.

Tanz mit mir

Lara, 7. Klasse

„Tanz mit mir!“, schien der Mond zu flüstern. Groß und schön, wie er dort oben am Himmel thronte. So frei, so mächtig. „Ein andermal.“, wisperte ich in die Dunkelheit, „ich verspreche es dir, ein andermal.“ Meine Arme froren, als der kühle Nachtwind durch das dünne Nachthemd zog. Ich sog das ruhige Licht des Mondes in mich auf, bevor ich wackelnd aufstand und über den schmalen Sims des Daches zurückschlenderte. Zurück durch das offenstehende Fenster, zurück in die Realität. Auf leisen Sohlen schlich ich hinüber zu meinem Bett, bedacht darauf, niemanden zu wecken. Tapsend stieg ich in mein knarzendes Bett. Während ich wegdoeste, hoffte ich, in meinen Träumen mit dem Mond tanzen zu können. Doch diese Hoffnung löste sich in dem stinkenden Rauch auf, als ich von der Nacht des Feuers träumte. Wieder und wieder.

Der nächste Morgen verlief genau so, wie man sich einen Morgen in einem christlichen Waisenhaus vorstellte, und genau so, wie die letzten 487 Morgen meines Lebens. Beten, Frühstück, Schule, Beten. Die Zeit verging kriechend, als würde sie mich ärgern wollen. Wollte sie vielleicht auch, wer weiß das schon. Als Schwester Mariam den Unterricht endlich beendete, vernahm ich von hinter mir eine wohlbekannte, quiekende Stimme: „Hey! Lysa!“ Elsi stolperte neben mich, ihre runde Brille war leicht verrutscht. „Wo warst du gestern Abend? Ich bin aufgewacht und du warst nicht in deinem Bett.“ *Mist.* Ich wurde also doch erwischt. Wenn auch nur von meiner besten Freundin. „Toilette“, erwiderte ich knapp. „Ach, ist das so?“, murmelte Elsi prüfend, ließ dann aber glücklicherweise von dem Thema ab. Elsi war das genaue Gegenstück zu mir. Sie war optimistisch, aufgeweckt und lachte viel. Nur in einem Punkt waren wir gleich, Elsis Eltern waren bei einem Flugzeugabsturz vor fünf Jahren ums Leben gekommen. Oft fragte ich mich, ob es das war, was uns so verband, oder all unsere Unterschiede. Vermutlich beides. Ein Murmeln riss mich aus meinen Gedanken: „Komm mal mit, ich muss dir was zeigen.“ Erschrocken starrte ich sie an: „Aber ... aber wir haben doch noch Unterricht. Das können wir doch nicht ma-“ Schon hatte Elsi meine Hand genommen und zog mich davon. Davon durch die bedrückenden Flure, durch die uralte Tür hinaus ins Freie. Doch wir blieben nicht stehen, sondern sie zog mich weiter über die giftgrüne Wiese auf eine majestätische Weide zu. Elsi wusste, dass ich mit diesem Baum besondere Erinnerungen verband. Die Monate nach dem Feuer war ich oft hier gewesen, hatte dieser weisen Weide all meine Geschichten erzählt. Jeden Tag. Jeden Tag, bis Elsi gekommen war. Ich zwang mich, in die Realität zurückzukehren: „Also was wolltest du mir zeigen? Oder sind wir nur hier, um Erdkunde zu entgehen?“ Schmunzelnd erwiderte sie: „Auch wenn die Sache mit Erdkunde ein triftiger Grund ist, nein. Das hier. Das solltest du sehen.“ Sie ging ein paar Schritte und nickte auf den Boden. Zögernd folgte ich ihr und sah ... Es war schwer in Worte zu fassen, was ich sah. Seit Jahren hatte ich nicht so Schönes mehr gesehen. Sie wirbelten sich wie beißende Glut und tanzendes, rotes Feuer zugleich. Sie schienen zu flüstern und zu schreien, zu weinen und zu lachen. Liebe, Flammen, Trauer, Schmerz. All das verkörperten sie für mich. Elsi hatte die Blume meiner Mutter gepflanzt. Rote Rosen. Und bei ihrem Anblick wagte ich es wieder, an eine

Zukunft zu glauben. An eine bessere Welt, in der ich nicht mehr allein war. *Dieses Gefühl*, dachte ich still, *dieses Gefühl müssen die Nonnen meinen, wenn sie von einem Leben sprechen, das man gerne lebt. Ein Leben, nicht wie meines. Leben in ... Fülle!* Ja, so hatten sie es genannt.

Die Nachricht kam, als ich mir erlaubte zu träumen. Ich saß in Elsis Rosen und sprach mit der Weide, die einen schützenden Schatten über mich warf. Schwer zu erklären, was mich dazu brachte. Warum mir diese Rosen so viel bedeuteten. Vielleicht nur, weil sich ein Mensch für mich, für *mich*, Mühe gegeben hat. Nur damit es mir besser geht. Jeden Tag hörte ich von Gott, Geschichten und Gefühle. Doch nie hatte ich diese Geschichten in meiner Trauer verstehen können. Nach langer Zeit war ich endlich wieder ... glücklich. Endlich wieder bereit, den Gebeten tatsächlich zuzuhören und nicht nur zu warten und mich zu fragen, wann mir das alles auch mal zuteilwurde. Jetzt vielleicht. Endlich. In der Ferne erschien eine Gestalt, die mir verkünden würde, dass es dumm war zu träumen. Nichts ahnend sah ich ihr zu, wie sie über die weiten Wiesen eilte, die mit Sonnenlicht geflutet waren. Die Gestalt kam näher und endlich erkannte ich Schwester Thea. Jetzt merkte ich auch, dass sie aufgebracht und schnellen Schrittes auf mich zu kam: „Da bist du ja, Lysa, Kind. Was machst du denn da am Boden?“ Sie verzog ihre Miene, als wäre ich ein quengelndes Baby. „Es geht um Elsi, sie ... nun ja, es geht ihr nicht sonderlich gut. Wir wollten dir das mitteilen, da sie deine einzige Bezugsperson ist und -“ Doch da war ich schon losgerannt, zurück zu dem Haus, was Elsi mir zum Zuhause gemacht hatte. Während ich sprintete, sangen die Vögel nicht mehr und die Bächlein rauschten nicht mehr. Die viel zu perfekten Schäfchenwolken schienen mich auszulachen. Wie ich so dumm hatte sein können, zu glauben, alles könnte irgendwann wieder gut werden. Die Welt war für Leute wie mich ein schrecklicher, grausamer Ort. Ein Ort voller Leid und Einsamkeit. Und Menschen sind dumm und ignorant, so wie ich. So dumm, dass ich sogar geglaubt hatte, meine Gebete wären endlich erhört worden.

An jenem Abend konnte ich nicht mehr atmen. Die Dunkelheit hatte sich wie ein schützender Mantel über mich gelegt und kühlte mein vor Schmerz brennendes Herz. Als ich am Waisenhaus angekommen war, hatte Elsi blass im Krankenzimmer gelegen. Der Arzt kam und ging. Tagelang. Ich saß den ganzen Tag und die ganze Nacht bei Elsi und hielt ihre zierlichen, eiskalten Hände. Heute Nachmittag war der Arzt wieder mal zurückgekommen. Mit seinen Worten riss er meine Welt in zwei, löschte jede Hoffnung aus. *Krebs*. Ein einziges Wort, und ich zerbrach. Eine lähmende Taubheit erfüllte mich, während Elsi geschockt atmete. Jetzt, am Abend, lag ich auf der Wiese und starrte in die Sterne. Würden sie mir jemals ihre tausenden und abertausenden Geheimnisse verraten? Sicher nicht. Ich bewegte mich nicht, ließ die salzigen Tränen über mein Gesicht laufen. Elsi hatte Krebs. Die Flammen von damals schnappten wieder nach meiner Seele, nach meinem Leben. Der Rauch schien meine Lungen nochmal zu erfüllen, ich drohte zu

ersticken. Wie damals kam es mir vor. Wie damals im Feuer. Die Einsamkeit zerfraß alles, was mich noch an diese Welt band. Das Schicksal hatte mir alles genommen, schon wieder. Es überraschte mich selbst, als ich mich langsam aus dem kühlen, kitzelnden Gras erhob. Träge schlendernd begab ich mich zurück, weiter und weiter. Durch die endlosen, düsteren Korridore. Wandelnd wie eine Leiche kam ich an meinem Ziel an. Der Geist der Trauer hatte sich wie ein Parasit in mir eingenistet und lenkte nun jeden meiner Schritte. Jeden Gedanken, jede Geste. Und da war die ausladende Tür, mit ihren mächtigen Flügeln. Was hinter ihr lag, hatte so viel Macht auf all die verlorenen Menschen: Ich stand vor der Kirche. Meine zitternden Hände legten sich an die eisernen Griffe und mit einem kleinen Ruck schwingen die Tore auf. Ich trat ein. Der laute Knall, als die Türen wieder zufielen, ließ mich zusammenzucken, wie Donner in der Nacht. Dann stand ich allein zwischen den verklungenen Gesängen und den brennenden Kerzen. Ein Schritt, der widerhallte in den unzähligen Bänken. Noch einer. Und noch einer. Und auf einmal, ohne wirklich zu wissen, was vor sich ging, kniete ich in der vordersten Bank und begann mit heiserer Stimme zu beten: „Ich weiß nicht, was ich da tue, oder was gerade passiert. Ich weiß nicht einmal, ob du wirklich existierst. Aber ich weiß, dass ich allein bin und das nicht mehr sein möchte. Also ... gib mir ein Zeichen, dass ich bald nicht mehr allein sein muss ... denn sonst“, meine Stimme brach, „sonst muss ich wohl aufgeben. Auch wenn mir klar ist, dass ich dich damit enttäusche, dass ich die Fülle in meinem Leben nicht lange genug gesucht habe.“ Wartend auf ein Zeichen blieb ich kniend, doch nichts geschah. Natürlich nicht. Trotzdem blieb ich, bis die letzte Kerze erloschen war.

Der Wind zog an meinen Haaren, wirbelte durch meine Seele. Der Tod kreiste mit mächtigen Schwingen über mir, bereit auf mich herabzustürzen. Die tiefe Nacht riss an meinem Herz, als ich dort oben auf dem Dach stand. Wieder auf dem Dach. Die Welt sang ihr schüchternes Lied für mich, als ich immer weiter voranschritt. Am Ende des Sims sah ich nach unten, doch es war so dunkel, dass man den Untergrund nicht mehr ausmachen konnte. Perfekt. Langsam drehte ich mich um, den Blick noch ein letztes Mal auf das Fenster meines Schlafsaals richtend: „Tut mir leid, Elsi ...“ Ein letztes Mal ließ ich die kühle Luft in meine Lungen fließen und wollte die Augen schließen. Doch dann sah ich es. Ein Flimmern in meinem Augenwinkel. Der Mond.

Groß und schön, wie er dort oben am Himmel thronte.

„Du hast versprochen, dass du mit mir tanzen würdest“, säuselte er.

Und da war das Zeichen. *Mein* Zeichen. Mit einem Blick wusste ich, dass Elsi es schaffen würde, dass ich nicht für immer allein bleiben würde. Dass mein Leben voll sein könnte. Voll von Musik, Kunst und ... dass es mir erlaubt war, zu träumen. In dieser Nacht träumte ich von meinem Tanz mit dem Mond und meinte eine wispernde Stimme zu vernehmen: „Du bist nicht allein. Und irgendwo jenseits des Abgrunds wartet ein Leben in Fülle auf dich.“

Gott im Schnee

Maria, 9. Klasse

„Katja, steh auf, los! Wir haben keine Zeit, **sie** sind da!“

Verwirrt öffne ich blinzelnd meine Augen. Ich wundere mich, wie ich es überhaupt geschafft habe, dass ich eingeschlafen bin, obwohl der Gestank von Angst die Luft wie Säure zerfraß und der Rauch mich manchmal zum Husten brachte. Noch dazu sind überall Explosionen und das Schlimmste sind die lauten Bombeneinschläge.

Es ist schrecklich, doch das geht schon seit einiger Zeit so. Irgendwann gewöhnt man sich daran, irgendwann hört man auf, bei jedem zu lauten Geräusch zusammenzuzucken. Es begann kurz, nachdem unser Vater uns verlassen hatte. Er wurde ins Militär gezwungen, doch er wurde gleich an der Front stationiert. Nach zwei Wochen kam ein Brief, in dem es hieß, er ist tot.

An dem Tag ist meine Mutter verschwunden. Sie floh mit meiner kleinen zweijährigen Schwester nach Deutschland, mein Bruder blieb alleine mit mir zurück.

Bald schon bekam auch er die Mitteilung, dass er in das Militär gehen musste, da er schon 19 Jahre alt war. Doch ich will nicht, dass mir auch noch mein Bruder genommen wird, denn wenn das geschieht, dann bin ich ganz allein. Wer wird mich dann noch lieben?

Ich bin doch nur ein siebenjähriges kleines hilfloses Mädchen.

Es war der 12.4.2022, als ich das letzte Mal in die Grundschule ging. Das letzte Mal, als ich meine liebe Lehrerin Frau M. gesehen habe. Das war der Tag, an dem mein Bruder und ich uns verstecken mussten.

Wir haben Kiew verlassen und verstecken uns nun in einem kaputten Haus in einer kleinen Stadt, die fast komplett zerbombt ist.

Dima, mein Bruder, hat uns einen Unterschlupf gefunden. Er schafft es sogar manchmal, Essen aufzutreiben.

Aber wenn ich das traurige Bellen der verlassenen Hunde höre, denke ich an meine Hündin Lyra.

Ich vermisse sie so sehr und Zuckerwatte. Ich will mal wieder in den Zirkus gehen, einen Clown sehen, lachen und Zuckerwatte essen, aber ich weiß, dass das zurzeit nicht geht.

Mein Bruder hat gesagt, wir leben jetzt im Krieg. Das, was ich darunter verstehe, ist, dass Bomben fallen und die Luft ganz ekelhaft stinkt und ich mich in einem dunklen Keller verstecken muss.

Im Krieg ist es immer und überall laut, es gibt wenig Essen und die ganze Zeit macht eine Bombe etwas kaputt und dann, dann schreien Frauen nach ihren Kindern und Kinder weinen um ihre toten Eltern.

Wenn wieder ein lauter Schuss ertönt, dann schreien Menschen nach ihren Geliebten, die unter den Trümmern liegen oder erschossen wurden.

Als ich meinen Bruder sehe, lächle ich, denn die Person, die ich liebe, ist bei mir, und als ich ihn angrinse, weiß ich nicht, dass heute der letzte Tag ist, an dem ich ihn anlächeln darf, der Tag, an dem ich wie die anderen Menschen schreien werde und alles nur, weil er mich beschützen wollte.

Er lächelt kurz, doch sein Lächeln ist traurig und ich verstehe nicht, warum. Ich spüre seine warmen, trockenen Lippen an meiner Stirn, als er mir einen leichten Kuss auf die Stirn gibt. Fragend blicke ich ihn an und er murmelt:

„Ich liebe dich, Katja, aber sie sind da.“

Ich schüttle meinen Kopf. „Die Russen?“, frage ich, denn mein Bruder sagt, dass sie es sind, die die Bomben werfen und die er töten soll. Das stand in dem Brief, wegen dem wir uns verstecken müssen.

„Nein.“ Er lacht abgehackt. „Es sind die, die wollen, dass ich Soldat werde.“

Ich schüttle den Kopf. Wieso können sie uns nicht einfach in Ruhe lassen?

Er keucht, als ein lautes Klopfen an der Holztür oben ertönt, der einzig mir bekannte Weg nach draußen, den ich nie benutzen durfte.

„Aufmachen!“, ruft jemand auf Ukrainisch und Dima zuckt zusammen.

„Los! Komm!“, murmelt er und packt mich grob am Arm. Sofort will ich losschreien, weil er so grob zu mir ist, doch seine zweite große Hand legt sich warnend auf meinen Mund.

„Katja, bitte, sie werden uns sonst töten.“

Er zieht mich in Richtung Gulli und öffnet den schweren Deckel.

Ein übler Gestank überwältigt meine Sinne und ich halte mir sofort die Nase zu. Hektisch lässt er mich los und flüstert, während das Klopfen ununterbrochen immer lauter wird und sie nun drohen, die Tür einzuschlagen:

„Du musst da jetzt reingehen und immer weiter laufen, okay? Immer nach links, dann solltest du bei einem großen Gelände rauskommen.“

„Ich will nicht, das stinkt!“, murre ich, aber sein flehentlicher Blick lässt mich die Schultern zucken und langsam gehe ich die Leiter hinab. Als ich schon mit dem Kopf so weit unten angekommen bin, dass ich mit dem gesamten Körper in der Erde stecke, schiebt mein Bruder den Gullideckel zu.

„Warte“, keuche ich verwirrt und hindere ihn daran, den Deckel vollständig zu schließen. „Du kommst doch auch mit?“

Er kneift die Lippen zusammen und murmelt dann: „Ja klar, später. Kroschka.“

Er wuschelt mir durchs Haar, während er meinen Spitznamen liebevoll betont, der Krümel bedeutet.

Doch in diesem Moment log er und das wusste ich nicht, denn ich werde ihn nie wieder lebend zu Gesicht bekommen.

„Warte, Katja, eine wichtige Sache.“

Er kniet sich wieder runter zu mir und streicht über meine blonden, langen, lockigen, ungekämmten Haare.

„Katja... ich liebe dich. Es gibt auch Menschen, die den Krieg nicht wollen. Manche Menschen wollen nicht töten, aber sie tun das, weil es solche Männer gibt, die sagen, du musst das tun, du musst töten. Es sind nicht die Menschen, es ist die Regierung und eins ist mir noch wichtig: Glaube an Gott, er wird zu uns kommen und uns retten, er wird dir in irgendeiner Gestalt begegnen.“

In diesem Moment verstehe ich nicht, was er mir sagen will. Ich verstehe nicht, was er mit Regierung meint, doch dann nimmt er seine geliebte, von ihm selbst aus Holz gefertigte Kreuzkette und gibt sie

mir. Verwirrt blicke ich ihn an. Etwas ist komisch, er würde diese Kette nie abnehmen, denn sein starker Glaube ist von Gott geprägt, einem Mann, der ganz einfach alles Schlimme beenden könnte.

Dann murmelt er mit einer von Schmerz durchzogenen Stimme:

„Jetzt lauf! Und glaube an Gott!“

Er schiebt den Deckel vollständig über mich und in dem Moment brechen die Männer die Tür auf. Das war das letzte Mal, dass ich mit meinem Bruder gesprochen habe.

Dann laufe ich so schnell ich kann durch die dunklen Tunnel, die von Abwasser gefüllt sind, und in diesem Moment, in dem ich einfach nur laufe, verstehe ich, mein Bruder ist tot.

Denn ich habe den Schuss gehört. Er hatte mich angelogen, aber auch geschützt und geliebt, denn er wollte keine Menschen töten und dafür stirbt er und auch ein Teil von mir.

Als mir das bewusst wird, falle ich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den Boden.

Dima ist tot.

Mein lieber Bruder.

Nachdem ich lange Zeit durch den Kanal gelaufen bin, konnte ich den schlimmen Gestank nicht mehr aushalten. Es stinkt nach Ratten und Blut und langsam werde ich müde, aber ich werde meine Nacht nicht in diesem stinkenden Kanal verbringen. Das ist ganz eklig. Ich weiß nicht mal, ob es Tag oder Nacht ist, weil die Zeit hier so lang vergeht.

Müde reibe ich meine Augen und in dem Moment, in dem ich mich umdrehe, sehe ich Licht. Aufgeregt blinzele ich. Das ist... Licht. Das heißt, die Sonne ist da. Ich liebe es, wenn die Sonne scheint, weil dann wird es immer schön warm.

Aufgeregt laufe ich zu dem hellen Punkt. Anstatt wie mein Bruder gesagt hat, den linken Tunnel zu nehmen, laufe ich nach rechts auf das Licht zu. Das Licht verschwindet hinter dickem Gestrüpp, doch so schnell gebe ich nicht auf, weil ich werde kämpfen. Voller neuer Energie umklammere ich die Kette meines Bruders. Sie fühlt sich warm an, obwohl es eiskalt in dem Kanal ist.

Lächelnd schaue ich die Kette an. Vielleicht beschützt mich Gott ja wirklich noch.

Aufgeregt reiße ich das Gestrüpp von der Mauer und zum Vorschein kommt noch mehr Licht, wie als wäre ich eine Durstige in der Wüste. Ich zerreiße den Efeu, und als sich die Wärme der Sonnenstrahlen auf meiner Haut bemerkbar macht, atme ich gierig die frische, saubere Luft ein.

Glücklich blinzele ich mit meinen Augen und strecke mein Gesicht der Sonne entgegen.

Hastig zwänge ich meinen Körper durch das von mir erbaute kleine Loch und dann spüre ich einen weichen Boden unter meinen Füßen. Es ist Schnee?! Ich bin auf einem Feld, auf dem vereinzelte Bäume sichtbar sind, und unter meinen Füßen spüre ich Schnee. Das ist Schnee!

Ich liebe Schnee, es ist so cool. Ich erinnere mich noch an die ganz vielen Schneeballschlachten mit meiner besten Freundin Alexa. Sie war genau so alt wie ich, aber eine Rakete ist durch das riesige Hochhaus, in dem sie wohnt, gezischt, und alles war so laut. Mein Bruder hat gesagt, sie ist tot.

Mit meinen tränenverschmierten Augen schaue ich nochmal auf den Schnee, doch in dem Schnee sehe ich nicht meine blonden langen Locken. Nein, ich sehe ein Mädchen mit braunen, kurzen, glatten Haaren. Sie sieht so aus wie Alexa und sie lächelt mich mit ihren vielen Sommersprossen an. Als ich verwirrt mit meinen Augen blinzele, ist sie plötzlich weg.

Traurig berühre ich den Schnee. Ich will sie nochmal sehen, ich vermisse sie so sehr.

Doch als ich den Schnee berühre, werden meine Hände plötzlich nass und da merke ich, wie durstig ich eigentlich bin. Ohne zu zögern, schnappe ich vor und trinke gierig den kalten Schnee.

Das Knacken eines Astes ertönt hinter mir. Voller Angst drehe ich mich um und da sehe ich ihn.

Ein Mann.

Ein Mann mit einer Soldatenuniform, und an seinem Oberarm ist eine Flagge gestickt. Eine Flagge, die man uns in der Schule sehr oft gezeigt hat. Eine Flagge, bei der man immer gesagt hat, sie gehört den Bösen. Wenn wir sie sehen, sollen wir weglaufen und nie wieder zurückblicken.

Weiß.

Blau.

Rot.

Er ist ein Russe.

Ein Feind.

Ein Böser.

Und die Waffe in seiner Hand, die auf mich gerichtet ist, zeigt seine Absichten deutlich, denn der Finger ist auf dem Abzug, und er weiß, dass ich Ukrainerin bin. Was sonst sollte ich von der Nationalität sein, wenn ich in diesen Wäldern irre?

Ich will nicht sterben. Ich bin doch noch so klein. Ich war zu niemandem böse und Dima – er ist für mich gestorben – und plötzlich denke ich an Dima. Er ist tot! Papa ist tot! Niemand ist da, um mich zu retten, nicht einmal Gott ist noch da für mich.

Zitternd, aber dennoch entschlossen, trete ich einen Schritt vor und dann noch einen. Währenddessen umklammere ich die Kreuzkette um meinen Hals. Sie ist immer noch schön warm, sie erinnert mich an Dima. Er wird nicht mehr kommen, um mich zu retten. Er wird niemals wieder für mich da sein. Ich will nicht alleine auf der Welt sein.

Ich gehe einen weiteren Schritt vor. Jetzt fehlt noch ein Schritt, dann würde ich vor der Waffe stehen.

Ich blicke der Waffe entschlossen entgegen. Ich will nicht alleine sein. Die behandschuhte Hand des Soldaten beginnt zu zittern und er flüstert:

„Noch ein Schritt und ich muss dich töten!“

Ich lächle ihn traurig an, genauso wie Dima mich angeschaut hat, bevor er gestorben ist.

„Ich will sterben.“

Provokativ gehe ich den fehlenden Schritt vor.

Seine Lippen beginnen zu zittern, und eine Träne kullert unter seiner Schutzbrille hervor und verschwindet schnell unter seinem nach unten gezogenen Schal.

Er flüstert: „Du weißt nicht, was du dir wünschst.“

Mein trauriges Lächeln verschwindet für einen Bruchteil, doch dann murmele ich:

„Niemand ist mehr für mich da, ich bin alleine, alle sind tot, bitte töte mich!“

Ein resigniertes Nicken und dann. Der Druck seines Fingers auf dem Abzug verstärkt sich und dann schließe ich friedlich die Augen.

Denn ich will, dass alles vorbei ist, dass alles gut wird, dass Gott irgendwann die Welt rettet, auch wenn ich nicht mehr daran glaube, dass er mich retten wird. Dima hat an ihn geglaubt.

In dem Moment, wo ich hoffe, dass die Kugel mein Herz durchbohren wird, schlägt etwas dumpf auf dem Boden auf.

Ist es mein Körper? Bin ich endlich tot? Darf ich Dima und Papa wieder sehen, oder komme ich in die Hölle, weil ich nicht an Gott geglaubt habe, weil ich weiß, dass er mich verlassen hat? Er hat mich in dem Moment verlassen, in dem er zugelassen hat, dass Dima wegen mir stirbt. Bin ich deswegen böse?

Ich will doch nur jemanden, der mich liebt. Ich bin sieben, ich will nicht sterben, und doch werde ich sterben.

Langsam öffne ich die Augen, nachdem noch einmal etwas Schweres, Dumpfes auf den Boden fällt.

Vor mir steht der Soldat. Die Waffe liegt mit seinem Helm und der daran befestigten Schutzbrille auf dem Boden.

Jetzt sehe ich seinen vor mir knienden Körper. Er kniet da, mit schmutzigen blonden Haaren, seine blauen Augen gerötet und mit Tränen gefüllt, seine Arme ausgestreckt.

Aus einem mir unbekannten Grund laufe ich in seine Arme. In dem Moment, in dem ich bei ihm bin, schließt er seine Hände um meinen zarten Körper.

Plötzlich runzele ich die Stirn. „Wieso hast du mich nicht getötet, du bist doch ein Russe?“

„Weißt du, kleines Mädchen, Kroschka, nicht jeder Mensch ist böse. Es gibt auch Menschen, die den Krieg nicht wollen, manche Menschen wollen nicht töten, aber sie tun das, weil es solche Männer gibt, die sagen, du musst das tun, du musst töten, es sind nicht die Menschen, es ist die Regierung.“

Sein Blick fällt auf die, von mir immer noch umklammerte Kreuzkette. Dann lächelt er.

„Eins ist wichtig: Glaube an Gott, er wird zu uns kommen und uns alle retten.“

Er klingt wie Dima. Er wiederholt die Worte von Dima, doch Dima hat noch eine Sache gesagt:

„Gott wird dir in irgendeiner Gestalt begegnen.“

Und in diesem Moment verstehe ich endlich, was er meinte.

Gott kommt nicht in einem Wunder.

Es macht nicht plötzlich „BAM!!!“ und der Krieg verschwindet. Keine Explosion aus Licht. Kein Himmel, der sich öffnet.

Keine lauten Bombenalarme.

Der Krieg bleibt. Die Angst bleibt.

Aber Gott kommt trotzdem.

Nicht als Wunder. Als Entscheidung.

Durch kleine Handlungen von Menschen.

Und plötzlich verstehe ich:

Der Soldat, der mich vor ein paar Minuten noch töten wollte, hat seine Waffe fallen lassen.

In diesem Moment ist er nicht mehr mein Feind.

In diesem Moment ist er mein Held.

Mein Gott.

Anders als erdacht

Dana, 10. Klasse

Everwhere, Everything – Noah Kahan

Schreibwettbewerb. 1500 Worte. Nur noch 3 Tage. Fülle? Mit und von Gott? Zu viel zu tun. Fülle, suchen.

So formt sich dieser Text: Aus neuen Ideen und Gedanken und vier Word-Dokumenten, die ich im Nachhinein wieder lösche. Ich habe in den letzten Tagen sehr viel über Fülle nachgedacht. Habe im Blumenbeet gesucht, beim Spaziergang mit meiner Oma, im Bett und auf Tiktok, im Fotoalbum, beim Bäcker und sogar in meinen Tanzschuhen. Gefunden habe ich vieles - gefüllte Wassergläser, Füllwörter im Text, meinen Füller, gefüllte Teigtaschen ...

Nur diese Fülle, die versteckt sich ein bisschen vor mir. Ein bisschen sehr.

Märzsonne fällt durch die Wolken und taucht die ersten Schneeglöckchen in goldgelbes Licht.

„Fülle, bist du hier?“, rufe ich in unseren Garten hinein.

Ich habe die Beine über die Banklehne geschwungen, Füße baumeln runter. Mein Kopf liegt im Schoss meiner Oma.

„Überlegst du immer noch, was du schreiben kannst?“, fragt sie.

„Ich hab nicht mehr so lange Zeit bis zur Abgabe! Ich soll einen Text über Wünsche und Gott verfassen! Wie soll ich über etwas schreiben, das ich gerade selbst nicht greifen kann?“

Weder von Fülle noch von Oma höre ich eine Antwort. Stattdessen kitzeln mich die Sonnenstrahlen.

Ich schließe die Augen. Lege mein Handy auf die Brust, stelle irgendeine Playlist an. *Everwhere, Everything* von Noah Kahan erfüllt die Luft.

I doubt it, we're too slow moving, we trust everyone we meet, erklang damals in dem Kinosaal, in dem ich mit meinen Freunden saß. Einen Liebesfilm haben wir geschaut, und als im Abspann das Lied lief, war der Kinosaal voll mit 16-jährigen, heulenden Mädchen (inklusive mir). Was man im Kino normalerweise nicht tut: Mit wildfremden Jugendlichen Taschentücher austauschen und sich gegenseitig trösten und in tiefsinnige Gespräche verwickeln. Doch genau das haben wir gemacht. Wir haben all die unpersönlichen Mauern abgebaut, verbunden durch ein heilendes Gefühl im Bauch. Es war mein schönster Kinobesuch seit langer Zeit.

Ich öffne die Augen wieder einen Schlitz, blinzele in die Sonne, und gerne würde ich die Fülle jetzt über mir sehen, in ihrer ganzen vollen Gestalt, sodass man sie problemlos aufs Papier bringen kann. Aber ich sehe nur Lichtpunkte und bin geblendet. Augen zu, weiterhören.

Diese Songzeilen haben mich auch vom Weihnachtsgottesdienst nach Hause begleitet. Die Straßen, durch die ich Jahr für Jahr ging, erlebten meine aufgeregten, unruhigen Toppelschritte als Kind. Jetzt sahen sie mich erwachsen werden. Die Welt lag unter einer gemütlichen Schneedecke, in den Fenstern schien warmes Licht. Meinen Körper durchflutete ein Strom von Wärme, obwohl es eisig kalt um mich herum war. Ich habe mich so ruhig und richtig gefühlt, in diesem Moment. Ich war zuhause, und damit meine ich nicht den Ort, wo die Geschenke bereits auf mich warten. We'll write out the end on our palms dears, then forget to read.

Ich wackele, verstrickt in Gedanken, mit den Zehen. Trage rote Converse. Habe ich immer an. Auch, als...

*Duft von Stockbrot und Marshmallows begleitete uns aus dem Zelt, den Freisinger Domberg hinauf. Drinnen zupfte noch jemand sanft Gitarrenseiten, auf dem Instrumentenkorpus stand in geschwungenen Buchstaben Jugendkorbinian 2025. Noch vor ein paar Minuten haben wir zu den Tönen am Lagerfeuer gesungen: *We didnt know, that the sun was collapsing...* Die Töne verklangen, als wir uns dem Dom näherten. Die Pfadfinder aus dem Zelt hielten mir ganz selbstverständlich die Tür auf und winkten mich zu sich in die Kirchenbank. Obwohl wir nicht aus demselben Ort kamen, geschweige denn Pfadfinder waren, verhielten sie sich so freundschaftlich zuvorkommend, vertraut. Die Lichtershow begann. Kirchenmauern wechselten und spiegelten die Farben, jagten und zauberten Formen und Funken über den Stein. Diese Nacht gehörte allein uns und unserem Glauben. Ganz unabhängig von Stadt oder Charakter- wir bekannten uns alle zum Gleichen: zur Liebe Gottes, die bunte Lichter in der Welt erschafft.*

Melancholisch stoße ich einen Seufzer aus. „Fehlt dir noch eine zündende Idee?“, fragt Oma. „Mir würde schon ein Funken reichen.“

‘Til our fingers decompose, keep my hand in yours - die Songzeilen, welche mich an den ungarischen Zucchinigarten erinnern. Ungarischer Sommer im Hinterland. Opa Laszlo zeigte mir stolz seine gewaltigen Pflanzen im Garten und ich nickte, lächelte - und habe kein Wort Ungarisch verstanden. Es ging aber gar nicht darum, der nächste Profi im Anbau von Gemüsesorten zu werden. Ich fühlte seinen Heimatstolz, die Gastfreundschaft und Anstrengungen, uns gut zu unterhalten. Tief im Herzen.

In diesem Sommer lernte ich, dass man tatsächlich nicht nur durch Sprache miteinander kommunizieren kann. Am Ende des Tages sind wir alle nur Menschen, mit dem Wunsch, das Leben auszukosten. In Ungarn schafft man das mit leidenschaftlich gestalteten Führungen durch den eigenen Garten und der Gabe, für jeden Moment dankbar zu sein.

„Da hast du es!“

Ich schrecke auf. Jemand hat mir ins Gesicht geschrien. Oma ist ins Haus gegangen. Die Sonne lässt meine Haare glühen. Mein Handy hat aufgehört zu spielen. Das Einzige, noch auf dem Bildschirm Vorhandene, ist eine neue Nachricht von meiner Bibelapp:

Epheser 3,19: ... und so die unermessliche Liebe Christi: zu erkennen, die alle Erkenntnis übersteigt. So werdet ihr erfüllt werden mit der ganzen Fülle, die von Gott kommt.“

„Hallooooo!“

Ich setze mich auf und schüttele den Kopf, drehe ihn, schaue. „Wer redet mit mir?“, rufe ich zurück. „Schau doch nochmal auf dein Handy!“

Uhrzeit 9:30 Uhr. Neue Nachricht um 8:53 Uhr. Neue Nachricht: Vers, Epheser [...]

Ich bin ehrlich eingeschlafen?

„Kannst du mich jetzt verstehen?“, tönt die Stimme.

„Ähm ... Nein.“, stottere ich. „Das ist ein bisschen gruselig. Es spricht jemand mit mir, den ich nicht sehe.“

„Gar nicht gruselig. Du hast mich doch die ganze Zeit gesucht! Und wenn du schon nicht aufwachst, obwohl ich dir so deutliche Zeichen sende, dann muss ich wohl doch die Sprache ergreifen. Sonst bekommst du ja nie was aufs Papier.“

Ratlos lasse ich mich wieder ins Kissen sinken- „... Tut mir leid ...“

„Wieso strebst du nur nach hohen Häusern, aber siehst den rohen Backstein nicht? Wieso erwartest du eine Geschichte in Form von Sonnenblumen und trittst auf jeden entstandenen Sprössling? Na ICH BINS, die Fülle, die du suchtest! Die Fülle, von der du dachtest, du musst jedes Blatt umdrehen und sie erörtern und wissenschaftlich benennen! Natürlich hast du mich nicht entdeckt, denn *so bin ich nicht*. Ich bin Alles und Nichts, man sieht mich nicht, man *spürt* mich. Man fühlt mich nach dem Gottesdienst und in den Augen von ungarischen Opas, im Geschmack von Zucchiniarten und im Herzschmerz nach Kinofilmen.

Ich war präsent, in all diesen Erlebnissen, und du hast keinen *Grund*, jemals nach mir zu suchen!“

Ich lächele unwillkürlich, es passiert einfach. Die Fülle, die hat tatsächlich recht. Ich hatte eine falsche Vorgehensweise. Meine Gedanken bilden Sätze auf einem imaginären Stück Papier ...

... „Wie soll ich dich nun beschreiben?“, frage ich die Fülle ratlos.

Mich trifft ein Sonnenstrahl am Augenlid. Einer auf der Stirn. Einer am großen Zeh.

„Wie fühle ich mich denn an?“, fragt die Fülle. Sonnenstrahl am Oberarm.

„Als hätte mich jemand umarmt. Ganz leicht, aber doch so, dass ich alles um mich herum für einen Moment vergesse. Egal, ob ich Menschen ohne Worte verstehe oder man sich im Kino unvoreingenommen tröstet. Wie die Sonne, die gerade auf mich scheint, wie ein Schmetterling auf der Nase. Und manchmal auch wie ein Busch, der Feuer fängt und doch nicht verbrennt. Ein Meer, welches sich für sein Volk teilt. Wie eine große Reise, auf der man Heimweh hat, aber die doch auch so viel Neues bringt.

„Und deine Geschichte, die soll ja etwas mit Gott zu tun haben, oder?“ Ich schlucke. „Oh, ja. Daran habe ich vergessen zu denken ...“

„Nein“, lächelt mich die Fülle an und schickt mir einen Sonnenstrahl direkt in die Brust, ins Herz.

„Du hast sehr wohl daran gedacht. Die feurige Leidenschaft brennt am Dornbusch und Mose teilt den größten Ozean. Noah verliert seine Heimat und gewinnt eine neue. Fülle ist die Freiheit, wie ein Vogel zu fliegen und gleichzeitig die unermessliche Ruhe, wie sie ein schlafendes Baby hat. Gott hat uns gelehrt, wie man ohne Sprache kommuniziert und dass man Mauern durchbrechen kann, indem man freundlich auf andere Menschen zugeht und signalisiert, dass man das Gleiche fühlt. Gott ist das kleine und das feine Leuchten, im ganzen Leben und in der ganzen Dunkelheit. Du wirst keine Fülle ohne Gott fühlen. Du fühlst die Fülle *und* Gott. Denn Epheser hält es schon für dich bereit: Gott *ist* die Fülle. Und wir sind die Menschen, die von seiner Fülle wachsen und leben und zehren und hoffen dürfen.

Mein Blick streift meine Umgebung, ich sehe hoch zum Himmel. Weiße Wolken wie federweiche Watte. Ich fokussiere die Grashalme, grün wie Gefieder von exotischen Vögeln. Sonne am Unterarm, Oberarm, Stirn, Auge, Lippe, kleiner Zeh, großer Zeh, Brust, Herz. Überall und überall dazwischen. Ich kann die Stimme der Fülle hören, wie sie lacht, ganz klingelnd und hell. Ich lache auch. Vielleicht lache sogar nur ich, und die Stimme war eigentlich die ganze Zeit meine eigene. Aber Fülle zu zerdenken, funktioniert nicht so, wie ich dachte. Fülle findet dich, Fülle sieht dich, Fülle fühlt dich. Fülle, Sonne und Gott.

„Und was machst du jetzt?“, fragt die Stimme. Sonnig, lieb und hoffnungsvoll.

Ich atme den Duft des bevorstehenden Frühlings tief ein und greife an den Anhänger meiner Kreuzkette.

„Na, was wohl?“

Ich schreibe...

Ein Leben in Fülle

Elisabeth, 12. Klasse

Die ersten Sonnenstrahlen legen die Landschaft in ein verträumtes, warmes Licht. Weiches, kühles Gras berührt meine Füße und der Duft meiner Heimat liegt in der Luft. Es ist ein erfrischender Morgen, nachdem die letzten Tage so sommerlich heiß waren. Ich trage mein Lieblingskleid, in dem ich mich so wohl und frei fühle. Ich denke an nichts. Ja, nichts.

Da ist nichts, worum ich mich kümmern oder sorgen muss. Mein Leben kommt, wie es kommt. Ich nehme es hin, hinterfrage es nicht und mache die beste Version daraus. Meine Sichtweise auf die Dinge ist unbeschwert und unkompliziert. Ich glaube an das Gute in der Welt und an ein universelles Glück, das allgegenwärtig ist.

Ich kenne keine Grenzen. Keine Grenzen in meinen Gedanken, Träumen und meiner Fantasie. Da sind keine Unterschiede zwischen uns Menschen und auch kein Gut und Böse. Meine Vorstellungskraft ist frei, stark und kreativ. Ich nehme Dinge ungefiltert auf, erkenne Realität, und doch sehe ich die Dinge in gewisser Weise so, wie ich sie sehen will.

Ich romantisere nichts, nein. Dennoch hat meine unerfahrene Person eine so gutmütige und zuversichtliche Sicht auf das Leben, dass es niemals schlecht werden könnte, egal, was mir widerfahren würde.

Zu dieser Zeit war alles gut. So sagt man es zumindest, oder wohl passender genannt: „die guten alten Zeiten“. Das war die Schilderung meiner Kindheit. Ich glaube daran, dass jeder etwas Gutes erlebt hat, damals, als das Leben noch genug war, ohne dass es wirklich etwas brauchte.

Was also hat sich geändert? Warum wird das Kind in uns immer leiser, bis es in ein paar Jahren gänzlich verschwindet? Liegt es an uns oder an unserer Umwelt? Oder liegt es daran, dass wir den Glauben an das Gute verlieren?

Da stellt sich die Frage, was gut ist. Denn Schlechtes führt zum Guten. Schlechte Erfahrungen führen zum Wachsen der Persönlichkeit, und das wiederum macht uns zu besseren Menschen. Vielleicht sind manche dieser Erfahrungen nicht zufällig, sondern Teil eines Weges, der uns formen soll. Fast so, als würde da etwas Größeres im Hintergrund wirken und uns leise in eine Richtung führen.

Doch bis wir das erkennen, scheint es manchmal schon zu spät. Wir werden unzufriedener und nehmen das, was uns das Leben gibt, als ungenügend wahr. Wir werden unglücklich, obwohl uns in unserer Kindheit oft Kleinigkeiten glücklich gemacht haben.

Wir füllen eine Leere in uns mit unstillbarem Konsum, werden abhängig von Medien und materiellen Dingen, die wenig mit unserem wirklichen Leben zu tun haben. Und haben wir all diese Sachen in ihrer Menge und Pracht, vergessen wir sogar, dankbar zu sein. Ohne Dankbarkeit schätzt man nichts wirklich wert, und vieles wird unbedeutend. Das Glücksgefühl geht schleichend, aber sicher verloren. Dabei übersehen wir, wie viele kleine Geschenke uns das Leben täglich macht. Anhaltende Momente, Begegnungen und

kurze Augenblicke, die uns vielleicht genau deshalb gegeben wurden, damit wir innehalten und sie in Ruhe wahrnehmen, genießen und wertschätzen.

Stumpft dieses Glücksgefühl immer weiter ab, verliert man den Sinn des eigenen Lebens aus den Augen. Man vergleicht sein Leben mit dem anderer und denkt automatisch, man habe nicht genug.

Der Fokus auf sich selbst geht verloren, und ohne es überhaupt zu wissen, ist man eigentlich reicher als die Person auf der Welt, die am meisten Geld besitzt. Es liegt an uns, dies zu erkennen, denn wir geben allen Dingen einen Wert und entscheiden, wie hoch dieser ist.

Oft sind die kleinsten Augenblicke wertvoller als alles Geld, und Menschen, die einem nahe stehen, unbezahlbar.

Findet man in kleinen Dingen wie früher wieder Freude, merkt man, dass das Leben voller Glücksmomente ist. Man muss nur genau hinsehen.

Finden wir unser Glück unabhängig von anderen, können wir unsere positive Energie weitergeben. Wir werden zu inspirierenden Menschen. Nicht, weil wir die neuesten Sachen tragen oder gekauft haben. Nein. Sondern weil wir eine natürliche Ausstrahlung haben, die ehrlich aus unserem Innersten heraus von dem Guten überzeugt ist.

Wir können über die kleinsten Dinge lachen, genießen bewusst besondere Momente und sehen ein Leben vor uns, das für uns als Individuum bestimmt wurde.

Wir wünschen uns nicht, in einen anderen Körper zu schlüpfen. Nein. Wir erkennen, dass dieser Körper uns gehört, dass er einzigartig und nicht selbstverständlich ist.

Wir finden unser Glück. Und haben wir es einmal für uns gefunden, kann es uns keiner mehr nehmen, davon bin ich überzeugt.

Vielleicht bedeutet Leben in Fülle nicht, immer mehr zu besitzen, sondern zu erkennen, wie viel uns bereits geschenkt wurde.

Nicht ganz weg

Julia, 11. Klasse

„Frau Sonner, es tut mir leid, aber Ihre Tochter hat einen Hirntumor.“

Nein. Nein, das stimmt nicht. Nicht Fina, nicht meine Tochter. Das muss ein Irrtum sein, das kann man heilen, oder? Wird sie sterben? Warum sie? Warum? Nein, nein, nein. Kein Hirntumor. Gott, was hab ich getan? Warum tust du das? Aber ich sage nur: „Oh.“ Fina schaut mich an. Bei ein paar Sachen hatte sie Probleme. Ich habe mir nichts dabei gedacht, aber dann waren da die Kopfschmerzen. Und so ein ungutes Gefühl. Und jetzt...

Wie betäubt sitze ich in dem weißen Behandlungszimmer der Arztpraxis. An der Wand ist ein Frosch, der dümmlich grinst. Dabei gibt es hier nichts zu grinsen! Ich muss meinen Mann anrufen. Ich will weinen. Nein, nicht mein Kind. Fina schaut mich an. „Alles in Ordnung, Mama? Werde ich wieder gesund werden?“

Ich lächle ein falsches Lächeln. „Bestimmt, mein Bärchen!“, sage ich, aber ich höre, wie mein Herz bricht. Fina grinst. Sie ist acht. Verdammt, erst acht! Warum muss das auch jetzt passieren!? Die Ärztin schweigt. Hirntumor. „Ist er denn behandelbar?“, frage ich. Die Ärztin rutscht nervös auf ihrem Stuhl hin und her und meint dann: „Er ist inoperabel. Wir können ihn mit Therapien vielleicht verkleinern.“ „Oh.“ Mehr kann ich auch nicht dazu sagen.

Wir haben eine Biopsie gemacht. Man hat ihren kleinen Schädel aufgebohrt. Ich weiß nicht mal, wer „man“ war. Aber das änderte nichts am Endergebnis: „Ihr Kind wird als Kind sterben.“ In diesem Behandlungsraum bin ich zerbrochen. Vollständig. Fina wird sterben.

In der Klinik bleiben wir aber trotzdem. Einen Monat lang muss Fina noch zur Therapie gehen, um uns noch Zeit zu kaufen. Vielleicht heilt er ja doch ab. Vielleicht wird sie nicht sterben. Vielleicht. Fina hat ihr eigenes Zimmer mit hellblauen Wänden und einem Ausblick auf die Stadt. Ihre Sprache wird immer verwaschener und es kommt zu einer Lähmung in der rechten Körperhälfte. Aber sie kann trotzdem noch lachen und läuft stolpernd durch die kahlen Gänge der Klinik.

Ich kann nicht beschreiben, wie es sich anfühlt, seinem Kind zu sagen, dass es sterben muss. Mein Herz zerbricht und ich höre den Aufprall der Splitter. Fina schaut mich nur an. Dann meint sie: „Ist der Tod das Ende?“ Und auf diese Frage habe ich keine Antwort, aber ich hoffe, dass sie nein lautet.

Ich gehe durch die Innenstadt, wo die Klinik liegt, weil Fina schon wieder eine Behandlung hinter sich hat und immer noch schläft. Da ist eine Kirche. Ich war schon so lang nicht mehr in einer Kirche, aber vielleicht ist das meine letzte Hoffnung. Sie ist groß und kalt. Innen gibt es Holzbänke und es riecht leicht nach Weihrauch. Weihrauch für einen Gott, der Kinder sterben lässt. Fina hätte noch ihr ganzes Leben vor sich gehabt. Es gibt so viel vom Leben, was sie nicht gesehen hat. Ein nicht gelebtes Leben. Es ist so unfair!

Zu Gott persönlich kann ich nicht sprechen, er macht mich so wütend. Aber in der Krypta finde ich eine Marienstatue mit einem traurigen Gesicht. Sie weiß, wie es ist, ein Kind zu verlieren. Ich stelle mich vor sie.

„Maria... von Frau zu Frau möchte ich dich bitten, dass du Fina rettetest. Bitte. Du bist die Einzige, die meinen Schmerz versteht. Warst du auch wütend, als Er deinen Sohn hat sterben lassen? Hast du auch geweint? Bitte rette sie. Bitte. Bitte. Du bist meine letzte Hoffnung. Ich will Fina nicht verlieren, nehmt sie mir nicht weg! Ich habe Angst. Ist es eine Strafe? Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und *in der Stunde unseres Todes*. Amen.“

Vorsichtshalber zünde ich auch noch eine Kerze an. Aber die Kerze wird auch ausgehen, irgendwann...

Fina ist wieder zu Hause. Und weil sie noch einmal in die Berge will, ist sie jetzt mit mir in ihrem Rollstuhl in einer Gondelkabine. Sie kann nur noch wenige Wörter sprechen, aber ich verstehe sie trotzdem. Ihre Augen leuchten und sie zeigt aufgeregt auf Kühe und Bäume. Dann stehen wir am Aussichtspunkt.

Finas Papa, ihr kleiner Bruder, Fina und ich. Vor uns breitet sich das ganze Tal aus. Die Sonne scheint und alles ist so wunderschön, dass ich am liebsten schreien will, weil es so unfair ist, dass Fina diese Welt verlassen muss. „Das Leben ist schön“, sagt sie klar und deutlich. Nein, das Leben tötet kleine Mädchen mit Hirntumoren. „Weil ihr da seid!“, flüstert sie.

Oh Gott, Maria, ich kann nicht mehr. Ich weine und umarme mein armes Kind. Mein Mann ebenfalls. Und mein Sohn. Und kurz ist alles gut, da gibt es keinen Hirntumor, keinen Tod, keine Schmerzen. Nur uns vier und die Liebe. Alles ist gut.

Fina lacht. Was werde ich nur ohne sie machen? Gott, warum tust du uns das an? Wo bist du? Wo?

Fina will zu Hause sterben, deswegen haben wir sie nicht in das Hospiz gebracht. Ich würde so gerne ihren Platz einnehmen, würde so gerne schreien: „Nimm mich, nicht sie!“, doch so läuft das Leben nicht. Nur Helden überleben, kleine Mädchen nicht. Dabei ist Fina meine kleine Heldin. Mein Kind mit dem Bärenherzen. Vielleicht wird sie ja doch nicht sterben. Vielleicht passiert ja ein Wunder. Sie kann immer noch lachen, und das ist das Schönste auf der ganzen Welt. Sie hat immer noch Lebenslust, noch will sie bleiben.

Es wird für sie immer schwieriger, zu reden, doch das Wichtigste kann ich ihr von den Augen ablesen. Sie lässt mich ein Buch vorlesen. Plötzlich legt sie ihre Hand auf die Seite, schaut mich an und sagt dann: „Ich liebe dich.“ „Ich liebe dich auch, mein Bärchen. Bleib stark, du schaffst das!“ und mir wird auf einmal klar, dass das nicht das Ende sein wird.

Fina stirbt vier Stunden später um 22:34 Uhr.

(Leere)

Ich bin wütend. Auf alles. Auf Gott. Auf die Welt. Ich will sterben. Es tut so weh. Warum? Dieser Schmerz ist unerträglich. Ich habe ihre Hand gehalten. Und dann war sie weg. Einfach so. Weg. Für immer. Wie kann ich ein Leben ohne sie leben? Wo ist meine Tochter jetzt? Ich will nichts mehr machen, ich weine den ganzen Tag. Ich habe sie angelogen. Ich habe gesagt, dass alles gut wird, dass sie gesund wird. Ich war mir so sicher, dass das nicht das Ende war. Fina. Mein Kind. Du warst doch erst acht. Acht ist viel zu jung, um zu sterben. Gott, was hast du getan? Warum? Ist es meine Schuld? Du Monster! Sie war mein Kind! Doch alle meine Tränen können sie auch nicht zurückholen.

In der Nacht vor ihrer Beerdigung habe ich einen Traum. Ich stehe auf einer Wiese. Fina kommt auf mich zu. Sie trägt ein hellblaues Kleid und sieht gesund aus, nicht so aufgedunsen von den Medikamenten. Sie lacht. Ich laufe auf sie zu und umarme sie. Es fühlt sich so echt an.

„Ich will dich nicht mehr loslassen“, flüstere ich in ihr Ohr.

„Doch, Mama, ich muss gehen, ich kann nicht ewig bleiben.“ Ihre Stimme ist klar, doch vielleicht auch ein bisschen traurig. „Ich will aber, dass du bleibst!“, schreie ich. „Nein, Mama, so funktioniert das nicht. Du musst mich loslassen. Hab keine Angst, es gibt jemanden, der auf mich aufpasst. Ich will nicht, dass ich dich traurig mache.“

„Wie soll ich denn nicht traurig sein?“, schluchze ich. Fina setzt ihr Denkergehalt auf und meint dann: „Mein Leben war doch gut. Zwar nicht super lang, aber ich habe doch ein ganzes Leben gelebt. Und es war schön. Auch was nicht so gut war, war irgendwie schön. Weil du da warst, weil Menschen da waren, die ich liebe, weil die Sonnen da war, weil es Lachen, Hoffnung und Mut gibt, weil ich tanzen konnte und singen und so viel mehr, was alles sehr wertvoll ist und das Leben schön gemacht hat. Und ich habe Menschen zum Lachen gebracht und werde nie ganz weg sein, weil ich in ihren Herzen bin, auch in deinem.“

Sie deutet auf meine Brust. „Mama, ich werde nie ganz weg sein. Danke für alles, Mama. Lebwohl.“

„Wirst du nie wieder kommen?“, frage ich ängstlich. „Nein, Mama, ich muss gehen, für immer. Lebwohl.“

Und weil ich ja schlecht dasselbe sagen kann, weil Fina ja nicht mehr lebt, frage ich nur: „Wo gehst du hin?“ „Nach Hause, Mama, nach Hause.“ Und Fina geht auf ein Licht zu, ihre Haare strahlen wie Feuer. Sie dreht sich noch einmal um und sagt leise: „Es ist nicht das Ende.“

Dann wache ich auf.

Es ist schwer, ein Kind sterben zu sehen. Viel zu schwer. Aber ich bin trotzdem dankbar für die gemeinsame Zeit, die uns geschenkt wurde. Meine kleine Bärin hat mich gelehrt, das Leben mit anderen Augen zu sehen. Sachen, für die ich blind geworden bin. Es gibt so viele schöne Momente. Ich vermisse sie, doch sie ist noch da. In meinem Herzen. Ich weiß nicht, wie Gott das zulassen konnte. Aber ich werde Ihn fragen, wenn ich Fina wiedersehe. Bis dahin wird Er gut auf sie aufpassen.